

Einfach alles

Igor Levit

„Igor Levit ist der neue Shootingstar unter den Pianisten“, schreibt „Die Zeit“. Am 12. März gibt der 25-Jährige sein Musikvereinsdebüt im Zyklus „Rising Stars“.

Ein privates Fachgespräch mit Igor Levit kann rasch zum Frage-Antwort-Glissando mutieren. Freilich nur, wenn er spürt, dass sein Gegenüber ebenfalls leidenschaftlich der klassischen Musik „verfallen“ ist: Dann sprudelt seine Wissbegierde. Levit fragt, nimmt die Antwort ad notam. Levit speichert für ihn Neues sofort. Er kontert, lässt sein Wissen aufblitzen – auf erstaunlich vielen Gebieten –, wirft kluge, zuweilen jugendlich-freche Bemerkungen ein. „Zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen“, könnte ein Motto des 25-Jährigen lauten. Doch dann kann es – wie vor kurzem – passieren, dass er das Gespräch abrupt abbricht: „Ich muss weiterlesen. Bis morgen Früh möchte ich Schillers ‚Maria Stuart‘ fertig haben.“

Dennoch kommt niemals der Eindruck auf, man säße einem Streber gegenüber. Eher einem, dessen Spielkamerad der sprühende Geist ist – sei es in Gestalt eines respektlosen Alles-in-Frage-Stellers oder eines eloquenten Welten-Erklärers.

Das Natürlichste der Welt

Bitte umblättern: Igor Levit am Steinway. Er berührt die Tasten so, dass auch gestrenge Rezensentinnen wie Eleonore Büning von der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ berührt sind. Mehr noch: dass sie geradezu in Euphorie verfallen. Das Publikum tobt sowieso, wenn er aufspielt: Levit bietet stupende Technik – auf diesem Fundament lässt er in der Interpretation tief gefühlten, reifen Ausdruck erblühen.

Vielleicht liegt es daran, dass ihm „Musik machen immer schon das Natürlichste der Welt“ gewesen ist. Und dann entdeckt man doch eine „Wissenslücke“ an ihm: „Nein, wann ich das erste Mal dachte: Ich werde Pianist – das kann ich nicht sagen.“ Sofort liefert er die Erklärung nach: „Einer solch bewussten Entscheidung hat es glücklicherweise nie bedurft.“

Musik jeglicher Art

Und noch eine „Gedächtnislücke“ kommt auf: An Russland, an seine Geburtsstadt Nischni Nowgorod, bis 1990 Gorki, hat Levit kaum Erinnerungen. Sein bewusst-erlebtes Leben beginnt „am Düsseldorfer Flughafen, im Dezember 1995“.

Als er mit seiner Familie in Deutschland landet, immigriert, hat er schon jahrelangen Klavierunterricht bei einer Pädagogin genossen, die indirekt aus der berühmten Schule von Heinrich Neuhaus kommt: Es ist Levits Mutter Elena, die selbst am Konservatorium im damaligen Gorki bei Berta Marantz, einer Neuhaus-Schülerin, studiert hat. „Sie hat sich dann viele Jahre der Korrepetition gewidmet, viel mit Dirigenten und Sängern gearbeitet und meine Neugierde für jede Art der Musik geweckt – für Ballett, Oper, Symphonik und Kammermusik. Der Profit, den ich daraus schlage, könnte schöner nicht sein“, kommt Levit ins Schwärmen.

24 Stunden täglich

Natürlich darf man von einem Mittzwanziger jugendlichen Elan erwarten, Neugierde, Ungeduld und Unerschrockenheit. Ihm scheint alles leicht zu fallen, sogar das dauernde Reisen. Levit, inzwischen nicht nur Rising, sondern sozusagen auch „Reising“ Star, bestätigt die Vermutung:

Er spielt ebenso in der Kölner Philharmonie, in der Frankfurter Alten Oper, in der Hamburger Laeiszhalle, mit der Staatskapelle Dresden oder den Wiener Symphonikern. Auf seinem Auftrittsplan sind „coming events“ mit dem WDR Sinfonieorchester, in der Züricher Tonhalle, in Amsterdams Concertgebouw – und eben im Wiener Musikverein vermerkt:

„Reisen ist wunderbar“, sagt er, „manchmal anstrengend, aber alles andere denn notwendiges Übel.“ Und das Üben? „Natürlich übe ich regelmäßig, aber feste Zeiten, Schablonen, die gibt es nicht. Innerlich verbringe ich 24 Stunden täglich mit und in Musik.“

Musikalische Landnahme

Da wundert es auch kaum mehr, dass er feststellt: „Ich lerne nichts auswendig. Das geschieht, bis jetzt, immer von selbst.“ Diesen Vorgang empfindet der junge Pianist als besonders bereichernd, „weil sich das so erarbeitete Werk dann auf einmal sehr verinnerlicht anfühlt“. Landnahme, also.

Die Annäherung an ein neues Stück erfolgt „zuerst im Kopf. Bis ich ans Klavier gehe und manuell arbeite, vergeht einige Zeit. Das Stück entsteht inwendig, vielleicht einem Gärungsprozess vergleichbar. Wenn es überkocht – muss es raus.“ Das gilt für kolossale Klaviersonaten ebenso wie für Kammermusik – apropos: So sieht der Rising Star, ab 2013 künstlerischer Leiter der Kammermusikakademie des Festivals Heidelberger Frühling, in Kammermusik schlicht eine „Notwendigkeit“: „Ich wüsste nicht, was wäre, dürfte ich nicht Kammermusik spielen.“

Fels in der Brandung

In welchen Gefilden der Musikgeschichte passieren also Levits Tasten-Eroberungsfeldzüge? Die Vorklassiker spielen eine erstaunlich große Rolle: „Unsagbar, wie viel ich gelernt und wie sehr ich profitiert habe von der Arbeit an sogenannter Alter Musik. Angefangen von Girolamo Frescobaldi, über die A-cappella-Musik von Josquin Desprez und seinen Zeitgenossen. Hier war und ist Lajos Rovatkay für mich eine prägende Figur. Das Studium bei ihm hat meinen Blickwinkel auf die gesamte Literatur verändert.“

Unter all den faszinierenden Komponisten gibt es für Levit doch den Fels in der Brandung: „Beethovens Musik ist für mich die wahrscheinlich wichtigste. Punkt.“

Punkt: Dieser durchaus Levit-spezifischen Absolutheit zum Trotz folgt innerhalb des Beethoven-Elysiums noch die Verabsolutierung des Absoluten: Eine Sonderstellung nehmen für ihn die Diabelli-Variationen ein, „... für mich das wichtigste und größte Musikstück von allen“, stellt Levit fest.

Der schönste Augenblick

Drängt sich die Frage nach dem Programm für die erste CD auf, die der kürzlich bei einem renommierten Plattenlabel unter Vertrag genommene Pianist bereits avisiert. Keine Frage: „Beethoven wird auf der Einspielung vertreten sein.“ Studioaufnahmen sind Neuland für Levit: „Sicherlich ist das Live-Erlebnis für mich eminent wichtig. Es gibt nichts Vergleichbares. Da meine erste CD erst kommt, kann ich hier noch nicht von Erfahrung sprechen, ohne irgendwelche 0815-Sätze von mir geben zu müssen, und das geht für mich nicht.“

So quittiert er auch das Lob eines Connaisseurs, der ihn bei einer privaten Probe belauscht und meint: „Perfekt!“ glatt mit: „Perfekt ist mir zu wenig.“ Also, bleiben wir auf dem Boden – auf dem Podium: Was ist der schönste Augenblick eines Konzertes? Levit weiß es: „Der Beginn. Der Verlauf. Das Ende. Einfach alles.“

Wo die Erklärung aufhört

Am 12. März bei seines Musikvereinsauftritt im Rahmen des internationalen Zyklus „Rising Stars“, für den ihn die Elbphilharmonie Hamburg, die Kölner Philharmonie und das Festspielhaus Baden-Baden nominiert haben, steht Beethoven auf dem Programm: Im Brahms-Saal spielt er die A-Dur-Sonate op. 101 und die in der chronologischen Reihe nächstfolgende, die wegen ihrer äußeren wie inneren Dimensionen gefürchtete „Hammerklaviersonate“. Dazwischen hat Levit Schostakowitschs 24 Préludes angesetzt.

Warum gerade diese Kombination? Liegt es an den Anleihen bei Bach, die ob der Fugen die Stücke verbinden? Levit: „Nein. Beethoven und Schostakowitsch schreiben für mich die totale Existenzmusik. Jedem Ton kommt essenzielle Bedeutung zu. Es gibt bei beiden dieses zwingende, narrative Element.“ Dann hört er auf zu erklären: „Ich liebe diese Stücke.“

Michaela Schlögl

Dr. Michaela Schlögl, Kulturpublizistin in Wien, schrieb u. a. das Musikvereins-Jubiläumsbuch „200 Jahre Gesellschaft der Musikfreunde in Wien“.